

HUMBOLDT UNIVERSITÄT ZU BERLIN
WINTERSEMESTER 2009/2010

SEMINAR:
„RASSISMUS – HISTORISCHE GRUNDLAGEN,
RECHTLICHE UND KULTURELLE ENTWICKLUNG“

Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Dieter Simon

Über Projektionen und Zerrbilder.
Afrika und der europäische Rassismus

Ein Vortrag von:

David Wolfmeyer

Inhaltsübersicht

<u>I. Über Projektionen und Zerrbilder</u>	<u>01</u>
<u>II. Afrika und der europäische Rassismus</u>	<u>02</u>
<u>III. Schwarze Menschen</u>	<u>04</u>
<u>IV. Sklaverei und Kolonialismus</u>	<u>06</u>
<u>V. Postkolonialismus und Gegenwart</u>	<u>13</u>
<u>VI. Ke Nako!</u>	<u>16</u>

I. Über Projektionen und Zerrbilder

Am Anfang war nur ein Name: Afrika. Für die Römer bezeichnete er jene unbekannte, unwirtliche und undurchdringliche Landmasse, die sich in südlicher Richtung jenseits des *Mare Nostrum* erstreckte und von der man sonst nur wusste, dass es die Heimat von Löwen war („hic sunt leones“). Erstmals verwendet wurde der Begriff wahrscheinlich vom römischen Feldherrn Scipio Africanus, dem „römischen Hannibal“ und Eroberer Karthagos. Er schuf einen geographischen Begriff und mit ihm eine Bezeichnung für die dort lebenden dunkelhäutigen „Eingeborenen“. Bevor man sie gesehen hatte, bevor man wusste, dass sie existierten, hatten sie einen Namen: Sie waren Afrikaner. Beide Begriffe, Afrika und Afrikaner, sind bis heute feste Determinanten unseres alltäglichen Sprachgebrauchs. Und an beide Begriffe knüpfen sich bestimmte Bilder und Assoziationen, jene von Unterdrückung und Befreiung, von Leid und Hoffnung, von Untergang und Wiedergeburt.

Dieses eine Afrika, es existiert wohl nur in unseren Köpfen. Ryszard Kapusciński schreibt in seinem Buch „Afrikanisches Fieber“ dazu: „Dieser Kontinent ist zu groß, als dass man ihn beschreiben könnte. Er ist ein regelrechter Ozean, ein eigener Planet, ein vielfältiger reicher Kosmos. Wir sprechen nur der Einfachheit, der Bequemlichkeit halber von Afrika. In Wirklichkeit gibt es dieses Afrika gar nicht, außer als geographischen Begriff.“ Der Kontinent und seine Bewohner dienen uns als Projektionsfläche für unsere inneren Bilder, die wir auf die äußere Welt werfen. Als Projektionen sind diese Bilder nach Sigmund Freud ein Produkt unserer versteckten Sehnsüchte, Hoffnungen, Ängste und Vorurteile. Sie führen zu Zerrbildern, also zu Vorstellungen und Darstellungen, die die Wirklichkeit verzerrt und entstellt wiedergeben. Von eben jenen Projektionen und Zerrbildern handelt dieser Vortrag. Er geht dabei von der Annahme aus, dass das europäische Bild von Afrika wie kaum ein anderes von solchen Projektionen und Zerrbildern gezeichnet ist. Und er wird zeigen, dass unser Bild von Afrika historisch bedingt in entscheidendem Maße vom Rassismus mitgeprägt wurde. Entsprechend der Bedeutung für das Entstehen eines rassistisch gefärbten Afrikabildes, wird der Vortrag vor allem auf das historische Verhältnis zwischen Europäern und Afrikanern zu Zeiten der Sklaverei und des Kolonialismus eingehen. Anschließend fragt er danach, welche Bilder diese Jahrhunderte kreiert haben und ob, und wenn ja, wie diese bis heute fortwirken.

Wenn ich mich frage, was meine ersten Bilder von Afrika geprägt hat, fallen mir vier Dinge ein: Zunächst waren da die „Afrika-Figuren“, mit denen ich als kleines Kind gespielt habe. Schon mein Vater hatte mit diesen kleinen, zuweilen übel riechenden Plastikfiguren gespielt.

Sie bestanden aus verschiedenen tiefschwarzen Figuren, alle spärlich bekleidet, die Männer mit Speeren bewaffnet, die Frauen einen Bottich Wasser auf dem Kopf balancierend. Dazu gab es die passenden runden braunen Strohütten, die hölzernen Begrenzungszäune und die obligatorischen wilden Tiere (ein Elefant, ein paar Gazellen und die Löwen). Dann war da dieses große blaue Fotobuch im Wohnzimmer mit dem Titel „Afrika – Der schwarze Kontinent“. Als Kind habe ich stunden-, ja tagelang darüber nachgedacht, warum Afrika ein schwarzer Kontinent ist. Auch wenn ich es nie ganz verstanden hatte, so war ich mir doch nach geraumer Zeit sicher, dass dies an den schwarzen Menschen dort liegen müsse. Und vor denen musste man Angst haben, wie ich in der Schule gelernt hatte. Da gab es dieses Spiel im Sportunterricht der Grundschule: Ein Schüler wurde ausgewählt, sich auf der einen Seite der Sporthalle aufzustellen, während der Rest der Klasse auf der anderen Seite wartete. Dann rief der ausgewählte Schüler: „Wer hat Angst vorm Schwarzen Mann?“ Die anderen brüllten zurück „Niemand!“. Im Weiteren entwickelte sich der folgende Dialog: „Und wenn er kommt?“ – „Dann kommt er eben!“ – „Und wenn er fängt?“ – „Dann fängt er eben!“. Sodann musste man schreiend und kreischend auf die andere Seite laufen und versuchen, sich nicht vom „Schwarzen Mann“ fangen zu lassen. Und schließlich waren da noch die nigerianischen Masken, die mein Onkel von einem Aufenthalt in Westafrika meinem Großvater mitgebracht hatte, und die fortan sein Arbeitszimmer schmückten. Sie waren so schrecklich, dass ich mich nie alleine in das Zimmer traute.

Als ich dann als acht jähriges Kind das erste Mal selbst nach Afrika kam und mit meinem Vater vom Flughafen in das Zentrum Nairobis fuhr, zerplatzten gleich mehrere Illusionen: Wo waren all die wilden Tiere, die Strohütten, die nackten Menschen, die Speere und die schrecklichen Masken? Warum wirkte der Taxifahrer so freundlich, und warum war alles so unglaublich bunt und farbenfroh? Kein Zweifel, mein Inneres hatte sich sein eigenes, ein falsches Bild von Afrika und den Afrikanern gemalt, es war ein Zerrbild.

II. Afrika und der europäische Rassismus

Der europäische Rassismus ist das Produkt einer jahrhundertealten Denktradition. Schon weit bevor Arthur de Gobineau und Houston Stewart Chamberlain ihre modernen Rassentheorien niederschreiben sollten, begründete Aristoteles das Recht der Griechen, über die Barbaren zu herrschen mit ihrer angeborenen Unterwürfigkeit. Was die Barbaren für die Griechen, waren die „Neger“ für Gelehrte wie Kant und Hegel. Letzterer stellte fest, dass Afrika ein Kontinent ohne „Bewegung und Entwicklung“ sei. Wollte man den „Neger“ richtig auffassen, so müsse

man abstrahieren „von aller Ehrfurcht und Sittlichkeit, von dem, was Gefühl heißt“. Beim Neger sei das Charakteristische, dass sein Bewusstsein noch nicht zur Anschauung irgendeiner festen Objektivität gekommen sei. Ähnlich klingt die Analyse bei Immanuel Kant, der nahezu sein ganzes Leben in Königsberg verbracht hatte und trotzdem aus der Lektüre verschiedener zeitgenössischer Reiseberichte festzustellen vermochte, dass „die Neger von Afrika [...] von der Natur kein Gefühl“ hätten, „welches über das Läppische stiege.“ Afrika war für Hegel, Kant und andere ein Ort ohne Kultur, ohne Geschichte, ohne Schreib- und Rechenkunst. Offensichtlich hatten die Universalgelehrten keine Kunde von den großen afrikanischen Reichen wie dem historischen Ghana oder Groß-Simbabwe. Das alte Mali galt als eines der größten und wohlhabendsten Handelszentren der Welt; Schulen und Universitäten entstanden in über 400 Städten. Gelehrte aus Spanien kamen nach Timbuktu, um an den dortigen Hochschulen zu lehren. Aber all dies war Menschen wie Christoph Meiners unbekannt. Der Göttinger Professor der Weltweisheit fasste die Einteilung der Menschheit 1790 in seinem Aufsatz „Ueber die Natur der afrikanischen Neger“ wie folgt zusammen: „Ganz unten, dem Tier am nächsten, steht der Neger. Knapp über ihm rangiert der braune, rote und gelbe Mensch, allesamt Exemplare der mongolischen Rasse. Sodann folgen die hellhäutigen Kaukasier, unterteilt in minderwertige Slawen und höherwertige Kelten, deren edelste Sorte die Germanen, insbesondere die Teutschen, sind.“ Wer dies nicht glauben mochte, konnte sich daheim in den zahlreichen Völkerschauen die bis weit ins 20. Jahrhundert in den Metropolen und Dörfern zwischen New York, Paris und Berlin stattfanden, von der eigenen Superiorität überzeugen. Im „Afrikanischen-“ oder „Ashanti-Dorf“ wurden „Dinka-Neger“ oder „Zulukaffern“ zur Schau gestellt, nachdem man sie in ihrer Heimat geraubt hatte. Carl Hagenbeck war der erfolgreichste Gewerbetreibende seiner Zunft. Bis 1913 brachte er es auf 54 Ausstellungen dieser Art.

Die Theorien, die Meiners und seine Kollegen mit größter Akribie entwickelt hatten, bildeten die wissenschaftliche Grundlage der Ausbeutung und Unterdrückung Afrikas im kolonialen Zeitalter. Wenn Afrika der Ort der Kulturlosigkeit war, dann war es Verpflichtung, den unzivilisierten und faulen Afrikaner am höherwertigen europäischen Kulturgut teilhaben zu lassen. Die Besiedlung und Nutzbarmachung eines ganzen Erdteils war Teil einer europäischen Wohlfahrtsmission. Und auch heute lebt das Selbstverständnis von Menschen wie Hagenbeck fort, man findet es in banalisierter Form als Playmobil-Figur, im Schulunterricht, im Fußballstadion, im Abendprogramm und besonders eklatant in jenen deutschen Dörfern und Gemeinden, die Afrikaner als „No-Go-Areas“ lieber meiden.

Bevor die Entstehung der europäischen Afrikabilder historisch nachgezeichnet wird, soll hier beispielhaft für das Schicksal Tausender die Geschichte der Saartje Baartman erzählt werden, denn sie sagt viel aus über das Bild, das Europäer von ihren afrikanischen Zeitgenossen hatten und den Respekt, den sie für sie übrig hatten:

Saartje Baartman wird um das Jahr 1789 als Angehörige der Volksgruppe der Khoikhoi in der Region des heutigen Kapstadt geboren. Ihren Namen erhält sie von den Eigentümern der Farm, auf der sie als Dienstmädchen arbeitet. Saartje ist eine Verniedlichung von Sarah. 1810 wird sie nach England verschleppt und dort Inventar eines jener Kuriositätenkabinette, mit denen sich zur damaligen Zeit eine Menge Geld verdienen lässt. Zwei Shilling Eintritt zahlen die Londoner, um einen Blick auf das Ausstellungsstück zu erhaschen. Saartje Baartmann trägt ein viel zu enges Kleid und wird in einem Käfig zur Schau gestellt. Die Zuschauer lassen es sich nicht nehmen die „Wilde“ mit Spazierstöcken zu traktieren. Als das Geschäft nachlässt, wird Saartje Baartmann nach Frankreich in einen Wanderzirkus verkauft. Dort gewinnt sie die Aufmerksamkeit des renommierten Anatomen und Leibarztes von Napoleon, Baron Georges Cuvier. Er unterzieht sie einer entwürdigenden drei-tägigen Untersuchung und urteilt am Ende, dass die junge Khoikhoi irgendwo zwischen Mensch und Affe anzusiedeln sei. Saartje Baartmann stirbt am 1. Januar 1816 in Paris, heimatlos im Alter von nur 26 Jahren. Doch das Leiden ist noch nicht vorbei: Cuvier entnimmt dem Leichnam das Gehirn und die Geschlechtsteile. Beide werden präpariert und mit dem Skelett als wissenschaftliche Exponate bis 1974 im Pariser Musée de l'Homme der Öffentlichkeit präsentiert. Danach verschwinden sie in den Kellern des Museums. Erst das neue Südafrika gedenkt seiner verlorenen Kinder. 1994 ist es Nelson Mandela persönlich, der sich für eine Rückgabe der „Exponate“ einsetzt. Es dauert weitere acht Jahre, bis die sterblichen Überreste von Saartje Baartmann zurück an den Ort kommen, von dem sie einst geraubt wurden. Der damalige Präsident Thabo Mbeki hält die Trauerrede anlässlich der Beisetzung am 9. August 2002, dem Tag, als Saartje Baartmann ihren Frieden findet.

III. Schwarze Menschen

Dabei galten Menschen mit dunkler Hautfarbe wie Saartje Baartmann nicht seit jeher als Untermenschen. Die seit dem 4. Jahrhundert christlichen Äthiopier etwa wurden während der Kreuzzüge im Kampf gegen den Islam als starke Verbündete gesehen. Es waren gerade religiöse Bildnisse, in denen Menschen mit schwarzer Hautfarbe bewusst positiv konnotiert wurden. So wird zum Beispiel einer der „Heiligen Drei Könige“ seit dem 12. Jahrhundert und

verstärkt seit dem 14. Jahrhundert als schwarzer Afrikaner porträtiert, wohl aufgrund der Annahme, dass die drei Könige die damals bekannten drei Erdteile symbolisierten. Nicht nur hier waren es vermehrt dunkelhäutige Figuren, die in der mittelalterlichen Kunst und Literatur in den Kontext von Heiligenlegenden gesetzt wurden. Außerhalb der Religion war es das Bild des „Mohren“, das in Form von realen Personen und fiktiven Gestalten Einzug in die Literatur, Musik oder Heraldik fand. Die ersten „Hofmohren“, die aus Afrika verschleppt wurden, galten eine Zeitlang als notwendiger Bestandteil, als „exotische Figuren“ an den europäischen Höfen. Dabei hatten sie jedoch zumeist den gleichen Stand wie die einheimische Dienerschaft. In Portugal war es vereinzelt für die Verschleppten sogar möglich, an den Universitäten zu studieren und auf diese Weise am gesellschaftlichen Aufstieg zu partizipieren. Die positive Symbolik schwindet jedoch zusehends im Zuge des Vordringens des Islams auf dem afrikanischen Kontinent und der heraufziehenden kolonialen Expansion der europäischen Großmächte. Nun spiegelten sich im Begriff „Mohr“ negative Verallgemeinerungen, Ablehnung und Angst. Unterstrichen wurde dies durch die kirchliche Farbsymbolik, in der die Farbe Schwarz nicht nur als Trauerfarbe und damit für den Tod steht, sondern auch das Verwerfliche und Boshafte repräsentierte. In der frühen Literatur finden sich Beispiele, in denen sündhaftes Verhalten zur „Mohrwerdung“ führte. Zu Recht befindet May Ayim daher, dass religiös bestimmte Vorurteile und Diskriminierungen so einen Teil des Fundaments bildeten, auf dem sich in der Kolonialzeit mühelos ein Konglomerat rassistischer Überzeugungen entfalten konnte, welches die schwarzen Heiden (Mohren) zu schwarzen Untermenschen (Negern) werden ließ.

Diese Tendenz wird auch gestützt durch die Arbeiten der Kunsthistorikerin Rosemarie Lester, die dem Bild schwarzer Menschen in der Kunstgeschichte nachgegangen ist. Sie zeigt auf, dass im Mittelalter Menschen afrikanischer Herkunft weitgehend detailgetreu dargestellt wurden. Der Kontext, in dem sie gezeigt wurden, entsprach dabei den sozialen und historischen Gegebenheiten. Dies änderte sich erst im Zeitalter des Imperialismus, als die afrikanischen Gebiete und damit auch die dort lebenden Menschen den europäischen Staaten einverleibt wurden. Bild Darstellungen aus dieser Zeit karikieren zunehmend dunkelhäutige Afrikaner. Aussehen, Kleidung und Umgebung werden hier in einer Art und Weise präsentiert, wie sie den europäischen Phantasien am ehesten entsprachen.

IV. Sklaverei und Kolonialismus

Ein Vortrag über Zerrbilder, die Projektionsfläche Afrika und das Verhältnis des europäischen Rassismus zu Afrika muss historisch vor allem auf den Beginn des europäischen Sklavenhandels eingehen. Denn wie kaum ein anderes Menschheitsverbrechen, hat die Sklaverei das gegenseitige Bild zweier Kontinente so nachhaltig geprägt wie jenes Bild der Europäer von Afrika und jenes Bild der Afrikaner von Europa.

Nur 26 Jahre nach der Entdeckung Amerikas durch Christoph Columbus erreichte die erste Sklavenfracht aus Afrika auf einem spanischen Schiff die Neue Welt. Es war ein spanisches Schiff, das 1518 seine „menschliche Fracht“ in Guinea aufnahm, um sie ein paar Wochen später auf Kuba wieder zu entladen. Diese Fracht sollte nur der Anfang sein, am Ende stand der größte Menschenraub der Geschichte. Joseph Ki-Zerbo, einer der wichtigsten afrikanischen Historiker, geboren im heutigen Burkina Faso, errechnete, dass mindestens 50 Millionen Afrikaner versklavt wurden. Ohnehin erscheint es müßig, zu diskutieren ob es nun 30, 40 oder doch 50 Millionen Menschen waren, die entwurzelt, gedemütigt und verfrachtet wurden. Aber die Zahlen legen Zeugnis ab von dem unvorstellbaren Ausmaß des Menschheitsverbrechens. Und: Die heutige interdisziplinäre Wissenschaft bestehend aus Ethnologen, Bevölkerungswissenschaftlern und Geologen hat die Zahlen Ki-Zerbos belegt. 50 Millionen Menschen, gefangen an den Küsten West- und Ostafrikas, verschleppt über die Karawanenwege der Sahara oder umgekommen in den Bäuchen der Schiffe und Kerkern der Festungen.

Fürwahr, es waren nicht die Europäer, die den Sklavenhandel nach Afrika gebracht haben. Tatsächlich war er schon Jahrhunderte zuvor höchst effektiv und erfolgreich als Handelswesen von einzelnen afrikanischen Herrschern und Arabern betrieben worden. Er existierte in Form der Hof-, Land-, und Militärsklaverei, auch wenn die innerafrikanischen Sklaven in der Regel keine Leibeigenen waren, sondern Mitglieder des erweiterten Haushalts, die sich freiarbeiten und aufsteigen, ja sogar in die Familie der Herren einheiraten konnten. Sie waren als Sklaven Bestandteil der menschlichen Gesellschaft. Der „Atlantische Dreieckshandel“, also der europäische überseeische Sklavenhandel, degradierte den Menschen jedoch zur rechtlosen Ware, zum „schwarzen Elfenbein“. In diesem System wurde er getauscht wahlweise gegen Stoffe und Schmuck aus der Alten- oder Rum aus der Neuen Welt. Beteiligt an dem ausgeklügelten Handel waren fast alle europäischen Nationen: anfangs die Portugiesen, dann die Spanier, später auch Engländer, Franzosen und Holländer und eine Zeit lang auch Schweden und Deutsche. Die Spanier führten ein System ein, in dem

Menschen nicht einmal mehr als individuelle Personen erfasst, sondern in Tonnen angegeben wurden. Ein Dokument aus dem Jahr 1696 erlaubt der portugiesischen Guinea-Kompagnie, „10.000 Tonnen Neger“ pro Jahr einzuführen.

Die Auswirkungen, und insbesondere die „hidden costs“, also den unsichtbaren Preis, den die Afrikaner für den europäischen Menschenhandel zahlten und bis heute zahlen, beschreibt der Afrika Korrespondent der ZEIT Bartholomäus Grill: „Wir Europäer klagen doch auch nicht mehr über die Erblasten des Dreißigjährigen Krieges, pflegte ein Kollege zu sagen. Er vergaß dabei, dass die Jagd nach Sklaven fast vierhundert Jahre gedauert hat. Dass der Erdteil in einem Maße ausblutete wie kein anderer je zuvor und danach nur Europa im 2. Weltkrieg. Dass die Angst in Generationen fortlebte, die Angst vor der Verschleppung und dem sozialen Tod. [...] Das Warten auf das scheinbar Unabänderliche, die schleichende Furcht, die unendliche Geschichte vom Verschwinden der Menschen veränderte das Lebensgefühl eines ganzen Kontinents- die Afrikaner wurden zu Fatalisten. Die Angst vor der Versklavung schrieb sich in die kollektive Erinnerung ein. Sie ist in Sprichwörtern, Liedern, Erzählungen und Tanzritualen gegenwärtig, in den Alpträumen der Kinder („Sei folgsam, sonst holt dich der weiße Mann!“), in der Wehrhaftigkeit von Häusern, Wallanlagen, Pfahlbausiedlungen oder Felsendörfern. Sie wird sichtbar in den Narben der Haut. Die Menschen verunstalten sich durch Tätowierungen. Oder sie tragen Mundpflöcke, manchmal auch extrem große Lippenscheiben. Das sind Relikte des Glaubens, Hässlichkeit mindere ihren Tauschwert.“

Die verheerendste Auswirkung der Sklaverei aber beschreibt der Jamaikaner Marcus Garvey: „Unser Geist ist dem Denken der Herrenrasse noch versklavt.“ Und Grill ergänzt: „Der Afrikaner, jahrhundertlang als Helot, willenloser Domestike und unterwürfiges Arbeitstier wahrgenommen, wurde zum „ewigen Sklaven“, zu einem Schicksalsgefährten des „Ewigen Juden“ Ahasver [...]“

Das europäische System des transatlantischen Sklavenhandels raubte einem ganzen Kontinent die Menschenwürde und dies just zu einer Zeit, als sich die geistige Epoche der Aufklärung anschickte, mit den Mitteln der Vernunft für die Gleichheit der Erdenbürger zu streiten. Für jene Afrikaner, die auf den Überfahrten erstickten, oder auf den Baumwoll-, Tabak- und Zuckerrohrplantagen zu Tode geprügelt wurden, war diese Gleichheit ein hohles Versprechen. Was aber hat das mit Rassismus zu tun? Der Historiker Christian Geulen sieht in Sklaverei und Sklavenhandel die erste Form eines voll ausgebildeten Rassismus in der europäischen Neuzeit, der 400 Jahre Bestand hatte und die neuzeitliche Verflechtung Europas mit dem Rest der Welt antrieb und prägte. Danach stand im Zentrum des Selbstverständnisses jener

Plantagenbesitzer, für die die importierten Sklaven arbeiten mussten, „die Idee der natürlich gegebenen, rassistischen Minderwertigkeit der Afrikaner.“ Als selbstverständlich erachtete man dabei das Bedürfnis der Ausbildung und Pflege der Sklaven ebenso wie die strikte und zuweilen brutale Bestrafung und die nur allzu oft als gegeben angenommene sexuelle Verfügbarkeit. Sklaverei und Sklavenhandel verdeutlichen nach Geulens Ansicht aber auch die Veränderungen, die der Rassismus in den Jahrhunderten seines Bestehens vollzog. Den Anfang bildete ein Mangel an „einheimischen“ Sklaven in der Neuen Welt, da ein Großteil der dort lebenden Bevölkerung durch Eroberungszüge der Europäer und eingeschleppte Krankheiten massiv dezimiert worden war. Die „Einfuhr“ von afrikanischen Sklaven diente dazu, diesen Mangel auszugleichen. Das dadurch geschaffene Wirtschaftssystem, in dem Menschen einer bestimmten Abstammung zur ökonomischen Ware gemacht wurden, entfaltete jedoch mit der Zeit eine immer stärkere Eigendynamik. Es war wohl gerade diese faktische Degradierung, diese Entrechtung der Afrikaner zu willenlosen und frei verfügbaren Arbeitstieren, die den eigentlichen Ursprung für ihre spätere Platzierung auf der alleruntersten Stufe der Rassenhierarchien bildete, wie Geulen meint. Er deutet die bereits angesprochene Missachtung, mit der die europäische Aufklärung und der aufkommende europäische Humanismus die Menschen Afrikas betrachteten, als Reaktion auf die bereits Jahrhunderte währende Praxis der Versklavung.

Der eklatante Widerspruch zwischen der Forderung nach Freiheit und Gleichheit aller Erdenbürger und der politischen Realität wird personifiziert in der Person Thomas Jeffersons: Der Verfasser der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, Menschenrechtler und dem Denken der Aufklärung verpflichtete Staatstheoretiker war selbst Sklavenhalter. Wie viele andere beteiligte er sich aktiv an einem System, das er eigentlich durch seine Schriften öffentlich ablehnte. Hier kam dem Rassismus eine neue und nachhaltig wirksame Funktion zu: „An die Stelle der nachträglichen Begründung rassistischer Verhältnisse trat nun ihre praktische Stabilisierung nach Maßgabe der zuvor nur legitimierenden rassentheoretischen Annahmen“, stellt Geulen fest.

Am Ende sollte die Abschaffung des einen Verbrechens - der Sklaverei - noch als Startschuss für Europas nächstes Verbrechen – den berühmten „Scramble for Africa“ - erhalten. Beispielhaft zeigt sich dies am belgischen König Leopold II., der 1876 einen belgischen Kongo Freistaat ausrief, um, wie er verkündete, „endgültig das Banner der Zivilisation auf dem Boden Zentralafrikas aufzupflanzen“ und Afrika von der Geißel der Sklaverei zu befreien. Wie Hohn muss dieser Satz in den Ohren jener schätzungsweise zehn Millionen

Kongolesen geklungen haben, die im Laufe der leopoldinischen Fremdherrschaft von 1884 bis 1908 an den Folgen der unvorstellbaren Gewaltexzesse umkamen. Zehn Millionen Menschen - das war die Hälfte der Gesamtbevölkerung. Ein Völkermord über eine Zeitspanne von 24 Jahren. Die Menschen, über die der „Segen“ der europäischen Zivilisation hereingebrochen war, wurden gemordet, geraubt, gefoltert, vergewaltigt und – wenn sie den Kautschuk für Seine Majestät nicht schnell genug sammelten – verstümmelt. Der Mann, in dessen Namen, auf dessen Gebiet all dies geschah, verdiente an „seiner Kolonie“ nach heutigen Maßstäben in etwa 1,1 Milliarden Dollar. Er investierte sie in Schlösser, Prachtmeilen und Lustgärten in Brüssel und ganz Belgien. Das wahre „Herz der Finsternis“ lag nicht im Kongo, sondern im Zentrum Europas. Als der belgische König im November 1908 nach Bekanntwerden der Gräueltaten die Kolonie an den belgischen Staat hatte abtreten müssen, wurde er zitiert mit der Aussage: „Ich werde Ihnen meinen Kongo geben, aber sie haben kein Recht zu erfahren, was ich dort getan habe.“

Belgien war jedoch nicht die einzige europäische Kolonialmacht. Das Zeitalter des Imperialismus hatte eingesetzt, und Europa hatte Afrika unter sich aufgeteilt. Auch das Deutsche Reich hatte nach anfänglichem Zögern, dann aber umso vehementer, deutsche Kolonien in Übersee gefordert. So kam es, dass 1884 zunächst das ferne Togoland, Kamerun und Deutsch-Südwestafrika deutsche Erde wurden. Dem Konzept der Rasse kam hier die Aufgabe zu, den Prozess der inneren Einigung mit dem der äußeren Expansion zu vereinen. Zu Recht kann man daher behaupten, dass der Imperialismus von Anfang an auch eine rassistische Komponente hatte. Die Rassenideologie vermochte (vermeintlich) zu begründen, warum ein Stück Wüste 8.000 Kilometer fern der Heimat auf einmal Deutsch sein sollte und definierte gleichsam das Verhältnis zwischen „Herren“ und „Untertanen“. Für letztere, insbesondere für die Bewohner der afrikanischen Übersee-Besitzungen, hatte die Okkupation gravierende Folgen. Aus den einstigen Sklaven und Handelspartnern war nun ein Teil jener machtpolitischen Verhandlungsmasse geworden, über die man sich im fernen Berlin schließlich 1885 auf der „Kongokonferenz“ einig geworden war. Es ging eben nicht mehr nur um die fernen Territorien, sondern auch um die dort lebenden Völker. Sie wurden missbraucht als Lohnsklaven, als Absatzmärkte, als Kanonenfutter in den Kolonial- und Weltkriegen und schließlich als alltägliches Anschauungsmaterial für die rassistische Überlegenheit des weißen Mannes. Die Klammer für all dies bildete der große Zivilisierungsauftrag des Nordens, das europäische Sendungsbewusstsein. Es implizierte die Notwendigkeit, das Leben der Entdeckten und Kolonisierten so weit wie möglich präventiv zu regulieren und zu

überwachen. Dafür war allerdings zunächst das notwendige Rüstzeug, das Wissen über „das Fremde“ und „die Fremden“ erforderlich, was nur allzu gern von der ethnologischen Kolonialliteratur geliefert wurde, die von wissenschaftlichen Abhandlungen, über reißerische Expeditionsberichte in Tageszeitungen bis hin zu fiktionalen Erzählungen reichte. Den Widerspruch zwischen Theorie und Praxis, der immer dann entstand, wenn die Kolonisierten von dem Bild abwichen, das Rassentheorien von ihnen gezeichnet hatten, versuchte man mit Gewalt auszugleichen. Geulen schreibt dabei vor allem der zeitgenössischen Kolonialliteratur eine führende Rolle zu. Das eindringlichste aller Beispiele ist die Figur des Mr. Kurtz aus Joseph Conrads „Herz der Finsternis“. Jede europäische Kolonialgesellschaft hat einen solchen Tyrannen hervorgebracht. Man findet sie in den Kolonien zwischen Kapstadt und Kairo, zwischen Dakar und Dar Es Salaam, wo sie prügeln, mordeten und vergewaltigten. Mr. Kurtz ist mehr als eine fiktive Romanfigur.

Einer der zahlreichen deutschen Vertreter war zweifelsohne Dr. Carl Peters, der 1856 als Sohn einer evangelischen Pastorenfamilie in Neuhaus an der Elbe zur Welt kam. Er hatte an der Berliner Universität u.a. bei Heinrich von Treitschke studiert und anschließend über Arthur Schopenhauers Philosophie promoviert. 1884 gründete Peters die Gesellschaft für Deutsche Kolonisation und sieben Jahre später wurde er zum Reichskommissar für das Kilimandscharogebiet ernannt. Fortan überzog er das Land mit einer ungeahnten Welle des Terrors, die ihm bei der afrikanischen Bevölkerung den Namen „mkonowadamu“ („blutige Hand“) einbrachte. Der Herrenmensch hielt sich einen privaten Harem, der seine Karriere jäh beenden sollte. Als er von einer Affäre einer seiner Konkubinen mit einem seiner Diener erfuhr, ließ er zunächst beide öffentlich hängen und dann deren Heimatdörfer dem Erdboden gleich machen. Dies war selbst im kolonialen Zeitalter des Bösen zu viel. Der „Hängepeters“, wie ihn einige Zeitungen nun nannten, wurde 1897 unehrenhaft aus dem Reichsdienst entlassen. Nur die wenigsten seiner Zeitgenossen sahen in ihm aber das „Scheusal“ (so der sozialdemokratische „Vorwärts“), das er war. Kaiser Wilhelm II. hatte ihm 1914 aus seinem persönlichen Fonds eine Pension zukommen lassen, ehe er 1918 starb. Adolf Hitler persönlich ließ die unehrenhafte Entlassung postum aufheben. Mit Hans Albers in der Hauptrolle wurde Peters' Leben 1941 propagandistisch verfilmt. Carl Peters sollte ein Vorbild sein für jene deutsche Jugend, die sein Werk im Generalgouvernement und weiter östlich fortsetzen sollte. Erst ab den späten 1980er Jahren begann man in der Bundesrepublik, die Sinnhaftigkeit von Straßennamen, die den zweifelhaften Helden von gestern bis heute ehren, zu überdenken.

Aber Peters war nur das Spiegelbild eines Denkmusters seiner Zeit. Bernhard Dernburg etwa, der erste deutsche Kolonialminister, definierte Kolonisation wie folgt: „Kolonisation heißt die Nutzbarmachung des Bodens, seiner Schätze, der Flora, der Fauna und vor allem der Menschen zugunsten der Wirtschaft der kolonisierenden Nation, und diese ist dafür zur Gegengabe ihrer höheren Kultur, ihrer sittlichen Begriffe, ihrer besseren Methoden verpflichtet.“

Hatte der Rassismus zu Beginn des kolonialen Zeitalters noch als Rechtfertigung für die koloniale Expansion europäischer Staaten hergehalten, so wurde er in diesem Kontext durch die „Schaffung vollendeter Tatsachen“ mit der Zeit obsolet. Nun brauchte man ihn, um die natürliche, von Gott gegebene Überlegenheit des weißen Mannes vor den „Naturkindern“ Afrikas zu rechtfertigen. Und er bestätigte die Existenz eines globalen Kampfes aller Rassen ums Überleben. Erhoben sich die Kolonialisierten gegen das koloniale System, das mehr und mehr ihre Jahrtausende alten Kulturen und Lebensweisen zu zerstören drohte, kam es aus Sicht der europäischen Besetzer im Extremfall zu dem von ihnen befürchteten Ausbruch eines Rassenkampfes auf Leben und Tod. Daher musste dem Maji-Maji-Aufstand in Ostafrika oder den Revolten des Volkes der Matabele in Rhodesien mit äußerster Gewalt bis hin zur absoluten Vernichtung begegnet werden. In diesem Zusammenhang ist auch der berühmte Völkermordbefehl des deutschen Generals Lothar von Trotha gegen die Völker der Herero und Nama in Südwestafrika zu sehen, die sich 1904 gegen die deutsche Kolonialherrschaft auflehnten. Mit seinem Brief ließ er das Volk der Herero wissen: „Das Volk der Herero muss jetzt das Land verlassen. Wenn das Volk dies nicht tut, werde ich es mit Waffengewalt dazu zwingen. Innerhalb der deutschen Grenzen wird jeder Herero, mit oder ohne Gewehr, mit oder ohne Vieh, erschossen. Ich nehme keine Weiber oder Kinder mehr auf, treibe sie zu ihrem Volk zurück oder lasse auf sie schießen.“ Von den 80.000 Herero sollten nur 15.000 den Gang in die Omahekewüste überleben. Der Rassenkampf war aus deutscher Sicht erfolgreich gestaltet worden.

Vor dem Hintergrund dieser zumeist leidvollen Begegnung Afrikas und Europas zwischen dem 15. und 20. Jahrhundert lässt sich verstehen, dass die wirkräftigen und zum Teil bis heute existierenden negativen Afrikabilder keineswegs Ausdruck eines Missverstehens zweier Kontinente, sondern Bestandteil einer politischen Programmatik im Rahmen der Herrschaft über Afrika waren. Kodjo Attikpoe, ein in Togo geborener Literaturwissenschaftler, nennt sie „Wunschprodukte der Geschichte“. Und gerade weil sie Teil der von Europa ausgehenden

Unterdrückung waren, ist ein Großteil dieser Bilder im imperialistischen Zeitalter anzusiedeln.

Das Bild von Afrika und „den Afrikanern“ wurde interdisziplinär, in einer Vielzahl von Wissenschaften und einer regelrechten Flut von Literatur gerade im kolonialen Zeitalter gezeichnet und verbreitet. Reise- und Expeditionsberichte schufen ein Afrika, das es so wahrscheinlich nie gegeben hat. In ihnen vermischten sich die Sehnsüchte und Begierden der europäischen Gesellschaft mit dem rassistischen Überlegenheitsgefühl zu einer explosiven Mischung. Eine häufig gewählte Gegenüberstellung war dabei der Begriff „Zivilisiertheit“ der alten europäischen Welt auf der einen und der Begriff der „Primitivität“ Afrikas und seiner Bewohner auf der anderen Seite. Angereichert wurde dieser Kontrast mit dem Bild des geistesschwachen Afrikaners. W.H. Bentley, ein Missionar, schrieb dazu: „Der Afrikaner, Neger oder Bantu, denkt nicht, überlegt nicht, folgert nicht. [...] Einen Plan ernsthaft auszuarbeiten, mit Intelligenz eine Induktion auszuführen – das geht über seine Kräfte. [...] Der Afrikaner denkt nicht bis zu Ende durch, wenn er dazu nicht gezwungen wird. Das ist sein schwacher Punkt, das ist sein charakteristisches Merkmal.“ Der Sinn für Ästhetik wurde Afrikanern abgesprochen. Die schwarze Hautfarbe galt vielen europäischen Zeitgenossen als anormal, als abstoßend. Montesquieu schrieb dazu: „Die Menschen, um die es sich handelt, sind schwarz von Kopf bis zu den Füßen und haben eine so platte Nase, dass es fast unmöglich ist, sie zu beklagen. Man kann sich nicht vorstellen, dass Gott, der doch ein allweises Wesen ist, eine Seele, und gar noch eine gute Seele, in einen ganz schwarzen Körper gelegt habe.“ Daneben ähnelten die afrikanischen Sprachen, wie Attikpoe feststellt, aus europäischer Wahrnehmung eher den Lauten von Tieren als der Sprache einer menschlichen Seele. Bestandteil des Zivilisierungsauftrags der Herrenmenschen war es daher, die „untergebenen Naturkinder“ an ihrem Sprachgut teilhaben zu lassen. Welchen Stellenwert die Sprache als Mittel der Herrschaftspolitik einnehmen kann, zeigen die Schülerproteste vom 16. Juni 1976 in Südafrika, die als Aufstand von Soweto in die Geschichte eingehen sollten: An jenem Tag demonstrierten 15.000 Schüler friedlich gegen die von der Apartheid-Regierung beschlossene Einführung von Afrikaans als verbindliche Unterrichtssprache. Die weiße rassistische Minderheitsregierung fühlte sich von den Kindern offenbar so sehr provoziert, dass sie auf den Demonstrationenzug schießen ließ. Zwischen 600 und 1000 Schüler, die sich für ihre afrikanischen Muttersprachen eingesetzt hatten, fanden an jenem Tag den Tod.

Afrikaner wurden von den kolonisierenden Europäern aufgrund ihrer Sprache, ihres Aussehens und ihrer Denkweisen als untergeordnet und primitiv kategorisiert, wenn überhaupt. Denn einige Autoren betrachteten die Bewohner des afrikanischen Kontinents als Wesen, die der Tierwelt näher stehen als der Menschheit. So urteilte Samuel Baker: „Die menschliche Natur, wie man sie unter den afrikanischen Wilden in ihrer primitivsten Form antrifft, entspricht der des wilden Tieres und lässt sich mit dem edlen Charakter eines Hundes nicht vergleichen.“ Und Richard Francis Burton, ein Konsul, „Afrikaforscher“ und Mitglied der Royal Geographical Society, fasste die Abwertung von einer Milliarde Menschen wie folgt zusammen: „Die Erforschung des Negers ist die Erforschung primitivster menschlicher Denkvorgänge. Wenn ihm nicht jede Fähigkeit zur Fortentwicklung fehlen würde, könnte man Neger eher für eine Degenerationsform des zivilisierten Menschen als einen Wilden auf der ersten Entwicklungsstufe halten. Er ist nicht aus Edelmetall und hat auch keine Anlagen, die nach Erziehung verlangen. Er scheint zu jenen kindlichen Rassen zu gehören, die sich nie in den Rang des Menschentums erheben können. Sie fallen wie abgenutzte Glieder aus der großen Kette der lebendigen Natur.“

In der Sklaverei, dem Imperialismus und Kolonialismus offenbarte sich im Verhältnis zu Afrika wie kaum irgendwo anders die europäische Tyrannei und Unterdrückung. Für Europa übernahm die Projektionsfläche Afrika hier nach Ansicht der Berliner Wissenschaftlerin Susan Arndtauch die Funktion eines Ventils der eigenen Schwächen. In eine ähnliche Richtung argumentiert der Literaturwissenschaftler Abdul JanMohammed, wenn er schreibt: „Was auch immer ein weißer Mann als schlecht in sich selbst erachtet [...] was immer der menschlichen Natur verboten ist und sie verschreckt, wird als schwarz beschrieben und auf einen Menschen projiziert, der sich aufgrund seiner schwarzen Haut und Vergangenheit voller Unterdrückung eignet, als Symbol zu dienen.“

V. Postkolonialismus und Gegenwart

Wohl nur auf den ersten Blick wird man behaupten können, dass die Charakterisierungen aus der Kolonialzeit ganz der Vergangenheit angehören. Die, wie oben aufgezeigt, vornehmlich im rassistischen Kontext des Zeitalters des Kolonialismus gemalten Bilder von Afrika und den Afrikanern lassen sich bis heute in unserem Blick auf Afrika nachweisen. Auch wenn sie zumeist nur noch unterschwellig vertreten und selten offen ausgesprochen werden, haben sie doch an ihrer rassistischen Orientierung nichts verloren.

Da ist zum Beispiel die These des geistesschwachen Afrikaners. Nur selten wird sie heute noch offen geäußert. Eine Ausnahme bildete die deutsche Bevölkerungswissenschaftlerin und ehemalige Direktorin des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, Charlotte Höhn, die 1994 auf der UN-Weltbevölkerungskonferenz in Kairo einen Skandal mit der Äußerung auslöste, dass die Intelligenz der Afrikaner niedriger sei als die anderer Menschen.

Gern wird Afrika auch bis heute reduziert auf seine Naturschätze. Die Savanne mit Löwen und Elefanten, der Urwald mit Affen und Lianen sind die wohl prägendsten Bilder von Afrika. Tausendfach werden sie reproduziert in Dokumentationen und Spielfilmen irgendwo zwischen Grzimeks „Serengeti darf nicht sterben“ und Howard Hawks Klassiker „Hatari!“. Fiktive Romane wie „Tarzan“ tun ihr Übriges. Afrika bleibt hier der Ort der ewigen Safari. Die Heldenrolle spielen zumeist die weißen Siedler, Zoologen oder Ethnologen, die Tiere bändigen oder „Sitten und Gebräuche“ zu erklären vermögen. Zu welcher fatalen Fehlbildern dies führen kann, stellte Walter Wippersberg satirisch in seinem Film „Das Fest des Huhnes“ von 1992 dar, in dem der Ethnologe Kayonga Kagame (Frank Oladeinde) seinen afrikanischen Zuschauern „das unberührte und rätselhafte Oberösterreich“ vorstellt. Zu Beginn des Filmes fasst Kagame das europäische Selbstverständnis wie folgt zusammen: „Wir haben lange gezögert, ehe wir zum ersten Mal nach Europa aufbrachen, und unsere Hoffnung auf Gewinn an ethnologischem Wissen war eher gering. Gehört Europa doch zu den am besten dokumentierten Gebieten der Welt?! Wenngleich dieser Erdteil immer nur von den Europäern selbst, also von innen her, und damit höchst einseitig, und mit der den Weißen eigenen Egozentrik dargestellt wurde, fehlt doch der unbefangene Blick von außen gänzlich.“ Die fiktive Figur des Kayonga Kagame trifft an dieser Stelle eine Kernaussage: Wie selbstverständlich erscheint es, dass die Definition über das, was Europa ist, von Europäern gemacht wird. Bei Kagames Heimatkontinent Afrika scheint dies jedoch nicht so eindeutig zu sein. Hier haben, um mit Kagames Worten zu sprechen, Menschen „von außen“ für sich die Definitionshoheit über Identität und Verständnis der dort lebenden Kulturen in Anspruch genommen und eben auch jenes Bild eines naturbelassenen Kontinents gezeichnet. Der einheimischen Bevölkerung bleibt in diesem Bild lediglich die Rolle des „Bindeglieds zwischen Weißen und Tieren“, wie Susan Arndt befindet.

Eine letzte und derweil häufig anzutreffende Form der Herabwürdigung ist die Infantilisierung afrikanischer Menschen, die oftmals einhergeht mit dem Bild des afrikanischen Dieners. Letzteres ist wieder vermehrt in Form von Möbeln und Accessoires anzutreffen. Es sind schwarze Figuren, oftmals nackt und meist aus Holz, die als

Lampenhalter, Blumenvasen oder Aschenbecher erhalten müssen. Man mag über Geschmack streiten können, jedoch vertiefen diese „Einrichtungsgegenstände im Kolonialstil“ ein Bild der Dienerschaft und Kindlichkeit, das dem bis in die 1960er Jahre in Kirchen anzutreffenden „Nickneger“ in nichts nachsteht. In einem bekannten Zitat stellte schon der „Urwald doktor“ und Friedensnobelpreisträger Albert Schweitzer fest, dass der Afrikaner sein Bruder sei - allerdings sein kleiner Bruder. Er sprach damit aus, was viele seiner Zeitgenossen dachten und bis heute denken. Wie bei kaum einem anderen Afrikabild zeigt sich hier eine direkte Linie aus Zeiten des Kolonialismus, der betrieben wurde, um die Afrikaner am Kulturgut Europas teilhaben zu lassen. Ob die sich nach Partizipation sehnten, wurde dabei nicht hinterfragt. Afrikapolitik ist bis heute eher Entwicklungs- als Außenpolitik.

Das Phänomen der Infantilisierung begegnete mir auch im Februar 2010, als ich die Doku-Soap mit Titel „Goodbye Deutschland! Die Auswanderer“ verfolgte. Sie wird wöchentlich im Privatfernsehen ausgestrahlt. Hier präsentieren Auswandererfamilien ihre neue Heimat und berichten von ihren Erlebnissen. In besagter Sendung gab Familie Vaassen Einblicke in ihren neuen Lebensraum Sommerset West, einer Stadt, die ca. 50 Kilometer von Kapstadt entfernt liegt. Familie Vaassen lebt dort, wie es heißt, auf „exklusiven 450 qm“, die sie unter anderem auch zum Betrieb von vier Gästewohnungen nutzt. Die nächste Sequenz zeigt die neue Reinigungskraft der Familie, die „maid“ Wilma. Es erscheint überflüssig zu erwähnen, dass Wilma schwarz ist. Birgit Vaassen stellt fest: „Ich möchte nicht, wenn die Gäste hier sind, die Apartments sauber machen. Dafür gibt es hier Leute, die es gerne machen, die ihr Geld verdienen. Man sollte die auch etwas Geld verdienen lassen. Und ich hasse Putzen, aber es muss alles sauber sein.“ Nun wird gezeigt, wie Wilma den Fußboden eines Apartments putzt. Birgit Vaassen steht mit kontrollierendem Blick in der Tür und begutachtet den Putzvorgang. Dabei schreitet sie mit markant deutschem Akzent ein: „Wilma, let me show you how to do it right! Because that one is in here, it has a reason. Okay? It’s not just decoration, it makes sense. Look! Put it in, twist it and you turn it and you push it in.“ Maid Wilma wiederholt den Vorgang, sie taucht den Wischer ins Wasser, drückt ihn danach in der Plastikvorrichtung aus und beginnt zu wischen. Birgit Vaassen kommentiert: „Wilma I’m proud of you!“ Dabei lässt sie es sich nicht nehmen ihre Daumen in die Luft zu strecken und herzhaft zu lachen. Dann fragt der Kameramann die sichtlich peinlich berührte Wilma, ob ihr diese umwerfende Putztechnik zusagen würde. Der Sender übersetzt ihre Antwort dann so: „Ja, für mich ist es einfacher, so zu putzen, denn normalerweise putzen wir in Afrika so, dass wir auf die Knie gehen und mit den Händen wischen.“ Es handelt sich offensichtlich um eine

Falschübersetzung, denn Wilma sprach keineswegs von „Afrika“, sondern davon, dass sie zuhause („home“) so putzen würde. So aber entsteht der Eindruck, Wilma habe im Namen ganz Afrikas gesprochen. Es geht noch weiter, denn jetzt wird Frau Vaassen auf ihrer Sonnenterrasse vor ihrem Schwimmbecken zu Wilma befragt, über die sie sich wie folgt äußert: „Ich merke, dass sie sich anstrengt, im Rahmen der Möglichkeiten, die sie hat, und ja, dann kriegt sie von mir auch mal ne‘ Zuwendung, sie kriegt meine Klamotten, die ich nicht mehr brauch‘, sie kriegt die Klamotten der Kinder ... Wenn Essen übrig bleibt, das kriegt sie, wenn’s die Hunde nicht haben wollen ... Nee, das klingt jetzt echt blöd: Eigentlich kriegen die Essensreste die Hunde, aber sie kriegt dann Dinge, die die Gäste hier liegen lassen ... Ob das jetzt mal Duschgel ist oder Sonnencreme, die nicht mitgenommen wird ... Und wir sagen den Gästen auch, wenn irgendwas ist, was sie nicht mehr haben wollen, unsere Maid freut sich natürlich auch.“

Man kann Frau Vaassen, die hier nur beispielhaft erwähnt werden soll, keinen Rassismus unterstellen. Aber ihre Aussagen verdeutlichen das Problem der Infantilisierung: Wilma ist kein kleines Kind, im Gegenteil, sie ist erwachsen. Wenn Frau Vaassen aber simpelste Handgriffe mit einem „Ich bin stolz auf dich“ kommentiert, wird sie ihrer gegenüber nicht gerecht. Dann klingt in ihren Worten eine deutliche Form von Bevormundung mit und sie gerät in gefährliche Nähe zu den oben zitierten „Vordenkern“ wie Burton und Baker. Übrigens wird die Maid während der kompletten Sequenz nur mit ihrem Vornamen „Wilma“ angesprochen, während Familie Vaassen immer mit Vor- und Nachnamen angesprochen wird. Man mag dies als kleinlich empfinden, aber auch dies passt in das Bild der Infantilisierung. Frau Vaassens Aussagen werden dann unreflektiert und mit einer falschen Übersetzung von Wilmas Aussagen versehen ausgestrahlt. So gelingt es, gewisse tradierte Einstellungen, Verhaltensweisen, Denkmuster, Stereotype, Zerrbilder und Projektionen weiter am Leben zu erhalten.

VI. Ke Nako!

„Ke Nako. Celebrate Africa’s humanity“, so heißt das Motto der Fußball Weltmeisterschaft, die in diesem Jahr in Südafrika stattfinden wird. „Ke Nako“ entstammt der Sotho-Sprache und bedeutet so viel wie „es ist Zeit“. Die Ausrichtung eines Sport-Events wie der Fußball Weltmeisterschaft bietet einem Land wie Südafrika die Chance, sich vier Wochen lang stellvertretend für einen ganzen Kontinent im Rampenlicht der Weltöffentlichkeit zu präsentieren und dabei alte Stereotype zu korrigieren. Dass Fußball mehr ist als ein Spiel,

macht diese Weltmeisterschaft deutlich. Für Afrika geht es darum, den ewigen Afro-Pessimismus zu bekämpfen, wie er von Reinhard Rauball (DFL) und Uli Hoeneß (Bayern München) noch im Januar 2010 gepflegt wurde. Letzterer hatte da geäußert, dass die WM-Vergabe an Südafrika „eine der größten Fehlentscheidungen“ war. Vish Naidoo, Sprecher der südafrikanischen Polizei, bezeichnete Aussagen dieser Art als „unverantwortlichen Journalismus“, der den Afro-Pessimismus im Westen nähren würde, „wo alles, was in Afrika geschieht, immer mit Negativem verbunden wird.“ My team, My passion, My country – aus ihm spricht die Seele eines ganzen Volkes. So kann es also kommen, dass ein Sportturnier für einen Kontinent die Hoffnung birgt, endlich beweisen zu können, dass jenseits der Bilder vom armen, kranken und krisengeschüttelten Kontinent ein anderer, ein bunter und aufbrechender Kontinent existiert, oder - um auf meine Zerrbilder vom Anfang zurückzukommen - dass der Kontinent mehr zu bieten hat als dunkle Masken, wilde Tiere und schwarze Menschen, die kleine weiße Kinder fangen. Am Ende wird es immer ein paar Unbelehrbare geben, die auch weiterhin den rassistischen Zerrbildern aus Zeiten der Sklaverei und des Kolonialismus verhaftet bleiben. Der Rassismus wird auch in absehbarer Zeit nicht aussterben. Aber wenn Afrika im Sommer seine Menschlichkeit feiert, dann nutzt es vielleicht auch die Gelegenheit, seit langer Zeit mal wieder ein eigenes Bild von sich zu malen.

Dafür ist der Fußball geradezu prädestiniert. Denn in kaum einem anderen Bereich des sozialen Lebens erfahren Afrikaner in Europa so viel Anerkennung wie auf dem Fußballplatz. Auch wenn sie in vielen europäischen Stadien noch immer mit Affengebrüll und Bananenwürfen „empfangen“ werden, sind es Spieler mit einzigartiger Spielfreude wie Samuel Eto'o oder Didier Drogba, die ihre Vereine zu den größten Triumphen schießen. Der Fußball kennt keine Hautfarben, und darin liegt seine wahre Kraft. Es ist ein einfaches Spiel, bei dem es nur darum geht, den ‚primus inter pares‘ - den Ersten unter Gleichen – zu ermitteln. Und so wird es sein, im Sommer in Afrika. In diesem Sinne: Ke Nako!